

Einblick in die bittere Welt der Schwabenkinder

„So geht die Zeit immer weiter, und mir kommt es vor, ich müsse immer mehr arbeiten.“

Fabian Brändle

Mindestens dreihundert Jahre lang platzierten arme Ostschweizer, Bündner, Vorarlberger und Tiroler Familien ihre Kinder während den warmen Jahreszeiten im Schwabenland fremd. Dort arbeiteten sie hart auf den Höfen wohlhabender Bauern als Knechte und Mägde, gegen oft magere Kost und Logis sowie geringes Entgelt. Die so genannten „Schwabenkinder“ haben nur wenige schriftliche Spuren hinterlassen, so dass eine Aufarbeitung ihrer Geschichte einem Puzzlespiel gleichkommt.

Dank der Autobiographie der Vorarlberger Schwabengängerin Regina Lampert und dank der Akribie einiger engagierter Historiker und Historikerinnen (v.a. Linus Bühler, Otto Uhlig und Loretta Seglias, siehe unten) ist dennoch genügend Material vorhanden, um einen kurzen Einblick in die Lebenswelt der geplagten Kinder zu gewähren.

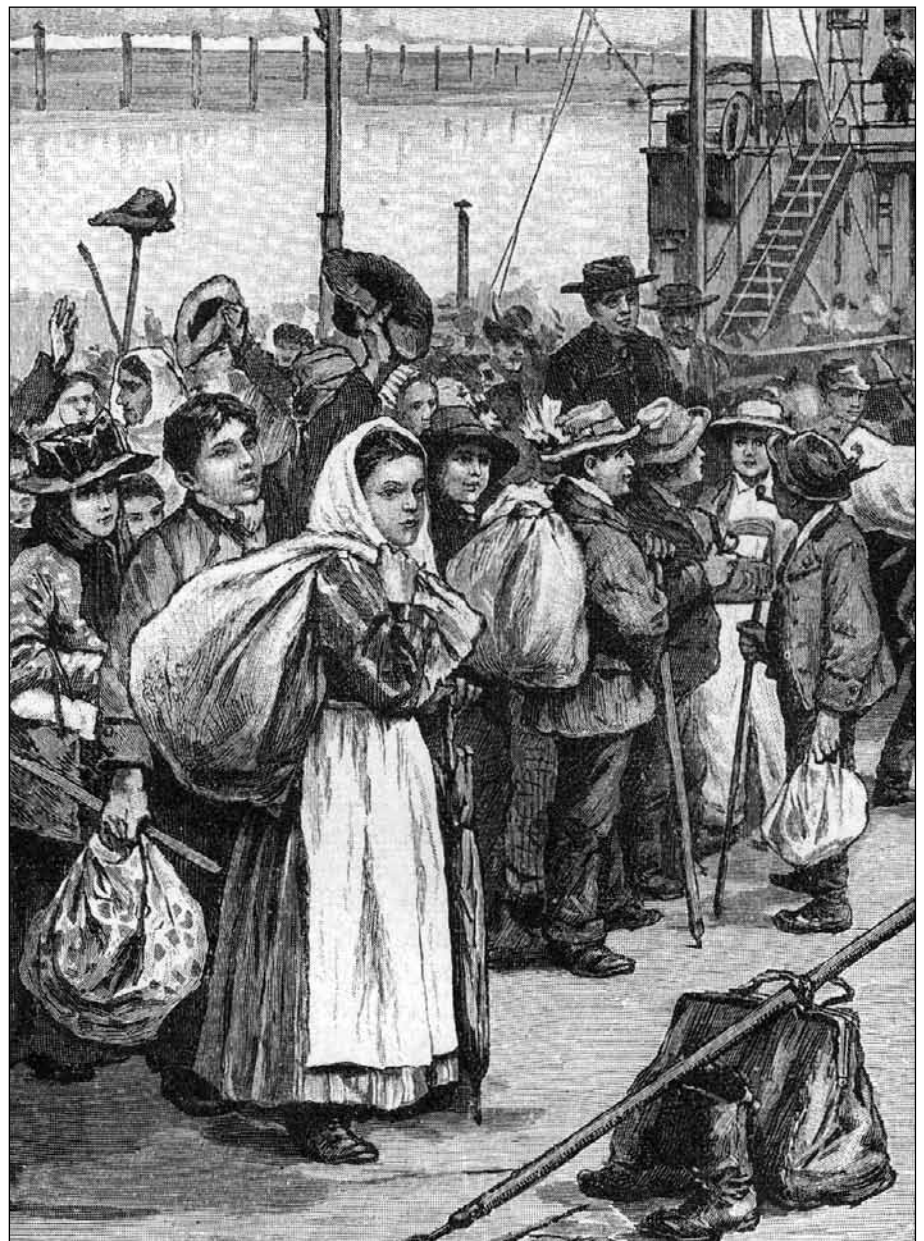
Unklarheiten

Wann genau die „Schwabengängerei“ begann, geht aus den leider nur spärlich fließenden Quellen nicht hervor, bezeugt ist sie mit Sicherheit bereits für das 17. Jahrhundert. Das Bevölkerungswachstum und die damit zunehmende Verarmung im 18. Jahrhundert waren der Fremdplatzierung von Kindern bestimmt förderlich, zumal die grossen Höfe Schwabens stets Bedarf hatten an billigen und willigen Arbeitskräften. Auch über das Ausmass der „Schwabengängerei“ kann mangels eindeutiger Statistiken nur spekuliert werden. Es gilt aber als sicher, dass jeden Frühling mehrere tausend Kinder den schweren Weg in den deutschen Süden antraten. Die „Schwabengängerei“ war also ein Massenphänomen. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts scheint ein Höhepunkt erreicht worden zu sein, der zugleich Tiefpunkt war. Die Hungerkrisen von 1816/17 und von 1847-1850 liessen die Not in den Bergen Bündens und Österreichs nochmals anwachsen.

Die Eltern waren jeweils froh, einen Esser oder eine Esserin weniger am Tisch zu haben. Zudem brachten die verdingten Kinder etwas Bargeld (ca. sechs Gulden), sowie eine Garnitur neuer Kleider mit nach Hause. Das war ein mehr als willkommenes Zustupf in die stets knapp bemessenen Haushaltskassen. Die neuen Kleider, das so genannte „Häs“ oder

später auch „doppelte Häs“, machten zwar noch keine neuen Leute, doch ver-

mehrten sie das Ansehen der Familie im Dorf und erfreuten bestimmt auch die





Kinder, die oft genug nur in Lumpen gekleidet leben mussten. Denn die Kultur des alten Dorfes war auch eine „Kultur des Ansehens“ (Hans Medick). Und die Schuhe schützten die Schwabekinder im Winter vor dem bitterkalten Frost. Nicht wenige Kinder mussten nämlich auch im Spätherbst bei Raureif noch barfuss gehen, um das teure Schuhwerk zu schonen. Im Winter mussten die Kinder zuhause oft betteln gehen, um nicht zu verhungern. Dies gilt für das Tirol ebenso wie für die rauen Gebirgstäler Graubündens. Dort sorgte die Realteilung der Güter nach dem Ableben des Vaters für viele kleine Höfe, die ihre Besitzer nur mangelhaft ernährten. Auch erwachsene Bündner suchten das Weite und wanderten aus, sei es als Zuckerbäcker in ganz Europa, sei es in die Neue Welt, wo sie sich als Melker oder Knechte durchschlugen.

Die einheimischen Obrigkeiten befürworteten die „Schwabengängerei“, welche die Kinder zum Arbeiten und zur Disziplin anhalte und vom Bettel abhalte. Dies mache sie in späteren Jahren zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft, zu fleissigen, nicht aufmuckenden Knechten,

Mägden, Soldaten. Nur einzelne Pfarrer (nicht die Kirchen als Institutionen) und die junge Sozialdemokratie kritisierten die Kinderarbeit und forderten deren Verbot. Im Vorarlberg beispielsweise opponierte der Geistliche Alois Gaim gegen die Ausbeutung der Kinder. Er gründete zusammen mit Venerand Schöpf im Jahre 1891 einen Schutzverein und kümmerte sich zusammen mit seinem Helfer Josef Alois Probst persönlich um die Kinder, die er bis nach Friedrichshafen begleitete.

Im Sommer besuchten die beiden unermüden Menschenfreunde jedes Kind auf dem Velo und hörten es an. Besonders brutale Bauern kamen auf eine schwarze Liste. Gaim strengte sogar Gerichtsprozesse an. Ob die eingeschüchterten Kinder dem Pfarrer aber wirklich ihr Herz öffneten, ist fraglich. Als amerikanische deutschsprachige Zeitungen um 1900 vom Skandal der „Schwabengängerei“ berichteten, intervenierte der Botschafter des deutschen Kaiserreichs persönlich und brachte die kritischen Geister zum Verstummen. Erste kritische Berichte datieren bereits aus dem Jahre 1828.

Besser gestellte Familien drohten ihren Kindern oft, wenn diese nicht wie gewünscht parierten: „Wenn du nicht brav bist, schicken wir dich ins Schwabenland“. Sie beobachteten genau, wer seine Sprösslinge ins nahe Ausland dtingte. Trostlos und tränenreich muss der Ab-

marsch der vielen Kinder gewesen sein, die von einem alten Mann bis ins Schwabenland begleitet wurden. Dieser hatte die Aufsicht, sorgte aber auch für eine gewisse Sicherheit. Unterwegs schlugen sich die Kinder in der Regel bettelnd durch.

Kindermärkte

Feinfühlig Beobachterinnen und Beobachter des 19. Jahrhunderts verglichen die Kindermärkte Ravensburgs oder Friedrichshafens mit Sklavenmärkten. Hatten die Kinderzüge zu Fuss (die Arlbergbahn erleichterte ihnen später den Weg) und per Schiff Friedrichshafen nach Strapazen und Passgängen endlich erreicht, sammelten sie sich dort und in Ravensburg oder in Wangen. Die Lokalzeitungen kündigten den so genannten „Kindermarkt“ an, so dass sich die Bauern aus der Umgebung einfanden, um ihre zukünftigen Knechte und Mägde zu mustern. Manch einer betatschte die Kinder, um ihre Muskelkraft zu taxieren.

Der Demütigungen waren viele, wie eine Zeitung berichtete: „Es ist ein Stück Sklavenhandel (...) Wie beim Schwarzen auf den Märkten jenseits des Ozeans ist's die physische Entwicklung, nach der man den Preis der Ware abschätzt. Auch die bei den Schwarzen Afrikas so oft geschilderten Szenen der Trennung von Familienmitgliedern fehlen hier nicht – der Bub muss zum Schwarzwald fort, das Mädchen in die Rauhe Alb, so will's der Handel.“ Die kleinsten Kinder (Sechsjäh-



rige!) wurden als Gänsehirtin, die mittleren als Schweine- und Geissenhirtin, die grösseren bei den Feldarbeiten verwendet. Ein jeder Knabe und ein jedes Mädchen hatte seinen Preis. Doch nicht jeder Bauer hielt den mündlich besiegelten Vertrag auch ein.

Immerhin ersannen die Kinder Strategien, um sich gegen besonders bösartige, betrügerische und geizige Bauern und Bäuerinnen zu wehren. So kennzeichneten sie solche mit einem Kreidestrich am Rücken, um ihn allen als Kinderschinder bekannt zu machen. So mancher Bauer musste also ohne „Beute“ heimkehren. Diese Kindermärkte dauerten bis zum Jahre 1914 an.

Bitterer Alltag

Die Kinder mussten oft über ihre Kräfte arbeiten und wurden in der Regel auch wie Fremde behandelt. Freizeit war sehr rar. Auch sonntags gab es Arbeiten zu verrichten, zudem mussten die Kinder in die Kirche, wenn sie katholisch waren. Doch nicht nur schwere Arbeiten in Haushalt, Stall und im Feld waren zu verrichten. Manche bösartige Bauern sparten an der Kost, so dass manches Kind regelrecht hungern musste.

Dass körperliche und sexuelle Übergriffe häufig waren, beweisen die Interviews, die der Historiker Otto Uhlig mit ehemaligen Schwabenkindern in den 1970er Jahren führen konnte. Manche Prügel gingen auf das Konto von Kommunikationsschwierigkeiten, verstanden doch die fremden Kinder den Dialekt ihrer Dienstherren oft nur unzureichend. Doch auch die Kinder des Bauern oder die Dorfkinder sparten nicht mit Hänseleien oder Schlägen, denn die „Schwabenkinder“ waren dankbare Opfer. Sie waren alleine und genossen daher nur wenig Schutz.

Besonders verhasst waren prügelnde Knechte, die selber auf dem Hof nichts zu sagen hatten und auch oft Alkoholiker waren. Beduselt von billigem Branntwein, liessen sie ihren Frust oft genug an den wehrlosen fremden Kindern raus. Um die Kinder zu „testen“, legten die Dienstherren oft Geldmünzen aus. Fehlten diese, galten die Schwabenkinder als Diebe. Schläge, Essensentzug und Lohnabzüge waren die Folge davon.

Wer es besser traf, wollte auf denselben Hof zurückkehren. Tatsächlich gibt es auch Beispiele von anhänglichen, gut behandelten Kindern, die ihren Bauern und deren Kindern einen Lebtag lang freundschaftlich verbunden blieben.

Zur Kost: Der Bündner Jakob Stoffel, geboren 1883, erinnerte sich: „Selbstver-

ständig lieferte der Garten des Landwirts allerlei Grünzeug, welches häufig, aber gut zubereitet auf den Tisch kam. Diese Speisen waren uns fremd und wurden von vielen als schlecht beschrieben.“ Gewöhnlich fehlte es an Fleisch. Das war jedoch auch für die einheimischen Bauernkinder nur eine Festtagspeise.

Die Schwabenkinder mussten oft in einem ungeheizten Schlag nächtigen, manchmal auch zu zweit, so dass jede Privatsphäre fehlte.

Wer krank wurde oder einen Unfall hatte, wurde oft nur sehr mangelhaft versorgt. Einen Arzt zu rufen kostete Geld, und die Hausmittel versagten oft genug ihren Dienst, so dass manches Schwabenkind ein vorzeitiges Ende nahm.

Der Schulbesuch der Schwabenkinder war eine umstrittene Sache. Die Bauern wollten natürlich ihre Arbeitskräfte möglichst lange ausnützen. Deutschland sah jedoch den Schulzwang vor. Doch verhinderte in Schwaben eine starke landwirtschaftliche Lobby den Schulbesuch der fremden Arbeitskräfte bis ins 20. Jahrhundert hinein. In Baden und in Bayern war die Lage für die Kinder etwas besser.

Die Kindheitserinnerungen Regina Lamperts

Im Jahre 1996 veröffentlichte der Zürcher Limmatverlag die Kindheitserinnerungen der Vorarlbergerin Regina Lampert (1854-1942). Das Buch wurde zum Verkaufserfolg und liegt mittlerweile in zehnter Auflage vor!

Geboren in Schnifis als Tochter einer kinderreichen, bitterarmen Familie, gelangte Lampert als Schwabenkind nach Deutschland. Eindringlich schildert sie ihren Alltag, manchmal auch mit einer Prise Humor. So gibt sie beispielsweise eine detaillierte Beschreibung vom Ravensburger Kindermarkt:

„Auf dem Marktplatz sahen wir eine Halle; da hing eine grosse Tafel, darauf geschrieben stand: «Markthalle für Hirtenkinder und Dienstboten». Da gingen wir hinein. Die Halle hat Bänke ringsum, in der Mitte ein Ofen, der fest geheizt war, und nebenan ein langer Tisch auch mit langen Bänken, da setzten wir uns. Es waren noch mehr Buben und Mädchen da, auch Bauern und eine Bäuerin waren da. Das Lokal war ziemlich besetzt. [...] Die grossen Buben, die mit uns gereist sind und zwei Mädchen konnten schon selbst mit den Bauern verhandeln; je nach der Grösse und Stärke bekamen sie Lohn für den ganzen Sommer.“

Lampert berichtet auch ausführlich über die Zustände im armen Vorarlberg, über die Schule zuhause, über neue Kleider und alte Bräuche. Ihr Bericht, geschrieben um 1929, ist ein beinahe einmaliges Dokument.

Lampert wanderte später in die Schweiz aus. Sie starb in Zürich. Mit ihren Kindheitserinnerungen hat sie einer grossen Leserschaft das Elend der „Schwabengängerei“ vor Augen geführt, ein Elend, das vergleichbar ist mit dem Los der zahlreichen Verdingkinder und der Tessiner „spazzacami“, der jugendlichen Kaminfeger, die Lisa Tetzner so eindringlich beschrieben hat.

Für Regina Lampert und die anderen Schwabenkinder glichen sich indes die Sommertage: „So geht die Zeit immer weiter, und mir kommt es vor, ich müsse immer mehr arbeiten.“

Literatur:

Bühler, Linus. Die Bündner Schwabengänger und die Tessiner Kaminfegerkinder. In: Hugger, Paul (Hg.). Kind sein in der Schweiz. Eine Kulturgeschichte der frühen Jahre. Zürich 1998, S. 101-106.

Lampert, Regina. Die Schwabengängerin. Erinnerungen einer jungen Magd 1864-1874. Zürich 2010, zehnte Auflage.

Seglias, Loretta. Die Schwabengänger aus Graubünden. Saisonale Kinderemigration nach Oberschwaben. Chur 2004.

Uhlig, Otto. Die Schwabenkinder aus Tirol und Vorarlberg. Innsbruck 2003, vierte Auflage.

**Hier könnte
Ihr Inserat
stehen
CHF 50.-**